



Hanns Heinz Ewers

Vampir

Hanns Heinz Ewers

Vampir

Ein Gothic Klassiker

e-artnow, 2014

ISBN 978-80-268-2252-3

Inhaltsverzeichnis

- [I. Opale](#)
- [II. Berylle](#)
- [III. Karneole](#)
- [IV. Smaragde](#)
- [V. Türkise](#)
- [VI. Saphire](#)
- [VII. Kristalle](#)
- [VIII. Hyazinthe](#)
- [IX. Selenite](#)
- [X. Topase](#)
- [XI. Diamanten](#)
- [XII. Heliotrope](#)
- [XIII. Amethyste](#)
- [XIV. Obsidiane](#)
- [XV. Hämatite](#)

To Adèle G. L.

I fought with all; more then with all – with you,
I suffered much; so, I suppose, did you.
And out of cruel wounds and bleeding years
Grew forth this book, brimfull of love and pain.
It is your book – take it with gracious hands!

H. H. E.

*Habent Sua Fata Libelli –
manchmal schon, wie dies hier, ehe sie noch gedruckt
sind. Das Manuskript ward beendet Dezember 1916 in
Sevilla; H.H.E. sandte es von dort mit einem
norwegischen Schiff nach Deutschland. Der Kapitän, in
Brest von den Franzosen angehalten, vernichtete das
Manuskript. Eine Kopie, stark durchgearbeitet, sandte
H.H.E. dann im Frühjahr 1917 von Neuyork; ein Herr R.
aus Wien, der durch Jahre die Geheimpost nach
Deutschland besorgte, übernahm es. Sein Agent fuhr als
Steward auf einem schwedischen Dampfer; er wurde,
schon lange im Verdacht, Geheimpost
herüberzuschaffen, von den Engländern in Kirkwall
festgenommen. Aber seine Post fand man nicht; die
hatte er wohl versteckt. Nach fünf Monaten fruchtloser
Untersuchung ließen die britischen Behörden den
gefährlichen Menschen los, brachten ihn auf dasselbe
Schiff zurück, das wieder auf einer Fahrt nach Amerika
war. Wohlbehalten fand er alle seine Sachen in dem
alten Versteck und lieferte sie, da an weitere Versuche
für ihn nicht mehr zu denken war, getreulich seinem
Auftraggeber wieder ab. Kurz darauf wurde dieser, Herr
R., von den amerikanischen Behörden in Haft
genommen und alle seine Sachen beschlagnahmt –
darunter auch dies Manuskript. Er wurde zwar wieder
freigelassen, die Untersuchung ging aber bis spät in den
Sommer 1918 weiter. Als er sich endlich glücklich
herausgelogen hatte, gelang es ihm durch einen
günstigen Zufall, einige seiner Sachen zurückzuerlangen
– auch das Romanpaket kam wieder in seinen Besitz. Er
vergrub es mit anderen Dokumenten in einer Kasette in
seinem Garten im Bronx.*

Eine letzte Abschrift hatte H.H.E., nachdem er sie bei einem halben Dutzend Haussuchungen glücklich gerettet hatte, seiner amerikanischen Sekretärin, Frä. J.I., zur Aufbewahrung übergeben. Als die Behörden auch in ihrer Wohnung wiederholt haussuchten, übergab sie die Abschrift einer befreundeten irischen Dame – die nun ebenfalls mit dem Besuche der Geheimagenten beglückt, das Manuskript noch rechtzeitig in den hinteren Räumen verbrennen konnte, während vorne die Spürhunde des Justizministeriums darnach suchten.

Inzwischen war H.H.E. in Haft genommen worden. Bei allen seinen Verhören war immer einer der Hauptpunkte die Frage nach dem Manuskript »Vampir«. Ein paar Kapitel waren in spanischen Blättern veröffentlicht worden; der ausgezeichnete englische Geheimdienst, der H.H.E. seit 1914 schon auf das gründlichste beobachten ließ und jede [dritte!] seiner Bewegungen kannte, wußte natürlich davon und hatte längst die amerikanischen Behörden verständigt. Während er oft stundenlang über das Manuskript, unter dem sich die amerikanischen Vaterlandsretter gottweißwas Gefährliches vorstellten, inquiriert wurde, lag dies ganz gemütlich im selben Büro, hübsch in braunes Packpapier gewickelt, bei den Akten »R.«! H.H.E. glaubte das Manuskript übrigens längst in Deutschland und konnte den Herren Inquisitoren nur immer versichern, daß es nicht in seinem Besitze sei. So grundverderblich jedoch erschien es den Behörden, daß sie es als erstes Buch auf den damals für die Ver. Staaten angelegten » Index« setzten, der sofort in allen Blättern veröffentlicht wurde; man muß gestehen, es dürfte schwer gewesen sein, gegen dies Verbot zu verstoßen!

Wieder ein Jahr später, im Sommer 1919, als H.H.E. nach höchst unsympathischen Aufenthalten in

Gefängnissen, Zuchthäusern und Gefangenenlagern sich in Neuyork wieder einer etwas beschränkten Freiheit erfreute, tauchte plötzlich Herr R. bei ihm auf. Er hatte mittlerweile seinen Schatz ausgegraben und brachte das Manuskript zurück. Doch auch jetzt war das Manuskript nur ebenso »beschränkt frei« wie er selbst. »Paroliert« war er nur unter der Bedingung, nichts zu veröffentlichen, »weder in den Ver. Staaten noch in irgendeinem anderen Lande, weder in englischer noch in irgendeiner anderen Sprache, weder privat noch öffentlich, weder direkt noch indirekt« usw. usw. – Man sieht: die amerikanischen Behörden sind tüchtig, wenn es sich um Unterdrückung von irgend etwas Geistigen handelt! H. H. E. ist in Berlin und Wien, in St. Petersburg, Rom und Paris »zensuriert« worden, aber nie so fabelhaft gründlich wie in den Staaten. Dazu bekam er, selbstverständlich, auch keine »Erlaubnis zur Abreise«, wurde vielmehr, nach wie vor, gründlich überwacht.

Nun ist er endlich doch wieder in Europa, darf sich einer gewissen persönlichen Freiheit erfreuen – wenigstens soweit davon in modern regierten Ländern die Rede sein kann. Franzosen, Engländer, Amerikaner haben ihr Bestes getan, dies Buch zu vernichten – und den, der es schrieb. Daß es doch nicht gelang, war – Schicksal Und vielleicht half dazu ein Karneol, in den ein Skorpion eingeschnitten war. Wie ein Beryll ihm half durch manche Fährnisse in diesen Jahren, ihm gute Kraft gab und noch geben mag.

Beide gab ihm eine schöne Frau –

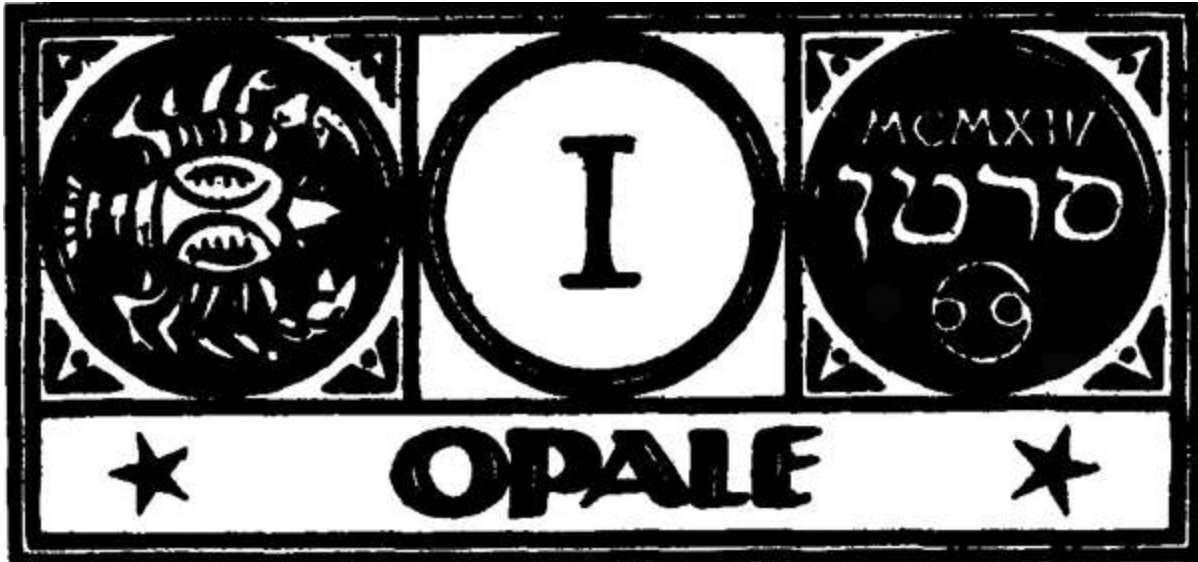
Neapel, 7. Juli 1920

*»My muse by no means deals in fiction,
she gathers a repertory of facts.
And that's one cause, she meets with
contradiction, for too much truth, at
first sight, never attracts.«*

Byron

I. Opale

[Inhaltsverzeichnis](#)



*»Now the melancholy God protect thee and the tailor
make thy garment of changeable taffeta, for thy mind is
very opal.«*

Shakespeare, Twelfth-Night.

In dem Jahre, in dem die ganze Welt wahnsinnig wurde, war er hinausgezogen – zum andern Mal. Er sagte immer: zum andern Mal; er zählte nicht, ob es das siebente Mal war, oder das zehnte, das zwölfte. Drei Jahre war er nun schon zu Hause geblieben, über drei Jahre schon in seiner alten Heimat: Europa.

Er wußte wohl, daß er krank war; Europa machte ihn krank, die Heimat, die er liebte. Nach einem Jahre wußte er es selbst; nach zwei Jahren sahen es seine Freunde; nach

drei Jahren merkten es alle, die mit ihm sprachen. Die Nerven vielleicht –

Aber er wußte auch, was ihn heilen mochte. Oder eigentlich: nicht heilen. Wohl aber: ihm neue Kraft geben für neue Jahre in der Heimat. Wenn er die Gluten der Tropen trank, wenn er die Einsamkeiten der Wüsten atmete, wenn seine Sehnsucht sich badete in den Unendlichkeiten aller Meere.

Und gesund – oder doch fast gesund – war er schon an dem Tage in Antofagasta. Irgendein Kleines nur war zurückgeblieben, ein Leichtes, Seltsames, Weiches und Verwildertes. Frank Braun lachte darüber, breitete die Arme aus, dehnte sich, reckte sich, fühlte seine alte Kraft, wie er jeden Muskel am Körper spielen ließ. Am liebsten wäre er hineingesprungen ins Wasser, zwischen die Seelöwen, wäre wettgeschwommen mit ihnen hinter den Heringsschwärmen im Hafen von Antofagasta. Das war an dem Tage, als das Wetterleuchten zuckte am Himmel der Heimat, an dem Tage, als der Schrei rings um die Welt jagte, durch alle Drähte in Meeren und Landen, durch alle Lüfte in funkenden Wellen: der wilde Schrei von Sarajewos Mordtat.

In Hamburg war er an Bord gegangen – auf den Dampfer, der gerade hinausfuhr in die Welt. Es war ihm, als ob ihn der Ozean trage und nicht das Schiff. Das war nur die Wiege, die ihn hielt – sie aber schaukelte leicht die allmächtige Mutter. Die sang, sang für ihn; wenn er die Augen schloß, konnte er's wohl verstehen, Weise und Worte. – Dann, bei St. Pauls Riff, mitten im Meer, bat er den Kapitän um ein paar Stunden, Haifische zu fangen. Der wollte nicht, aber er ließ nicht nach, gab ihm die schönsten Worte, steckte sich hinter den Ingenieur, der erklärte, er wolle die Zeit schon aufholen bis Montevideo. So hielten sie, machten die Haken zurecht, warfen sie aus; fingen fünf mächtige Bursche. Schnitten ihnen die Leiber auf, wie jeder Seemann tut, fanden nichts: da ist kein Überfluß an Menschenfleisch, mitten im Atlantik, bei St. Pauls Riff.

Unten traf er, in Punta Arenas, einen schmutzigen Kasten der La-Plata-Regierung, der herumfuhr zwischen den Inseln, selbst nicht ahnte, weshalb. Der Kapitän war ein Baske aus den Bergen, er sollte wohl Vermessungen machen und wußte nicht recht, was das war. Der Kosmosagent im Südhafen schrieb ihm ein paar Ziffern ab aus einem deutschen Buche, die zahlte er mit Fellen und schickte sie, mit vielen Siegeln, nach Buenos Aires. Kein Mensch las sie dort.

Sie kreuzten in der Magelhaensstraße. Zum Feuerland, auch hinüber nach Patagonien. Da schossen sie Guanakos und drüben Ottern und große Füchse. Sie besuchten die armseligen Goldgräber, die immer noch suchten, froren, fluchten und tranken; sie streiften herum mit den Bootsindianern, nackt in all der Kälte, schmutzig und verhungert, erbärmliche Tiere, die ihr Leben verkauften um einen Mundvoll Schnaps.

Oder er lag an Deck, fest eingehüllt, irgendwo in einer Bucht. Blickte auf die blauen Gletscher, die tief hinabglitten ins Meer, suchte im Wasser nach einer Robbe oder einem Pinguin, warf Speckstücke hinunter und kleine Fische für die Kaptauben und Boobies und Albatrosse, die wie plumpe Riesenenten sich schaukelten. Lag auch an den langen Abenden unten in seiner Kabine, auf Fellen, zwischen Fellen, rauchte, spielte Schach mit dem schwedischen Steuermann.

Nahm dann wohl seine alten Bücher, träumte mit ihnen. Es waren wenig genug, sechs oder sieben: Jacomino von Verona, Bruder Pacifius, St. Bonaventura, Jacopone von Todi. Der Schwede sah sie verächtlich an, und ein wenig scheu. »Die waren nie herum um Kap Horn!« Frank Braun sagte: »Nie? Vielleicht kannte Magelhaens den Todaner.«

Er kaufte ein paar Pferde irgendwo, ritt hinauf mit zwei Indianern durch Patagonien, kletterte über die Anden und hinunter nach Coronel. Stieg auf einen kleinen Walfischfänger der norwegischen Station, fuhr hinunter, half beim Harpunieren, ließ sich ein paar Zähne ausbrechen vom

größten Tiere. Und zurück schneckenlangsam auf der Nußschale, die zwei große Potwale schleppte, an Backbord einen und einen an Steuerbord. – Dann durch das deutsche Chile; nordwärts, mit der Bahn, durch das spanische. Wieder über die Anden nach Bolivien; er sang und trank mit den deutschen Offizieren, die dort Soldaten machten aus barfüßigen Affen.

Nun wollte er zurück. Der Hapagdampfer wartete im Hafen von Antofagasta. Stark war er und gesund – bis auf ein Kleines.

Das grüne Wasser war so klar, man sah hinunter, viele Meter tief. Dann wieder, dicht am Boot, eine Wolke, die sich wälzte und schob, leuchtend und gleißend wie patiniertes Silber – Heringsschwärme, Hunderte, Tausende, Hunderttausende von Heringen. Die Seelöwen jagten sie, trieben sie tiefer hinein in den Hafen, ringsherum im großen Halbkreis vom Meere her, wie geübte Treiber. Einer hob sich und noch einer, schüttelte den starken Kopf mit dem mächtigen Schnauzbarte, tappte mit der Flosse breit auf das aushängende Ruder. O, der alte Kerl weiß genau, daß er frei ist, daß er großen Schutz hat und ihm kein Mensch was tun darf an der Westküste. Neugierig schaut er ins Boot, wer will da wieder hinaus? Wer ist dumm genug, von hier fortzufahren – von diesen glückseligen Jagdgründen der unzähligen Heringe? Narren, dachte er, Narren! Und, im starken Schwunge, schob er den gewaltigen Leib halb hinaus aus dem Wasser, hinein wieder, kopfüber in die Hatz auf die reiche Beute.

Hinten dehnte sich die Salpeterwüste. Diese öde, trostlose, riesige Strecke, die sich hinaufzog über fast dreißig Grade zwischen dem Ozean und den Bergen. Braun und weiß und gelb und rot. Kein Baum, kein Strauch, kein kleiner Grashalm. Nichts. Und die Stadt, Antofagasta, ausgedörrt in der Sonnenglut, wie Arica, wie Mollendo, wie Iquique und alle die andern. Deutsche und Engländer, Chilenen, Kroaten, Syrier – und sie alle rissen aus dem

unfruchtbaren Boden den Stoff, der da drüben, im alten Lande, höchste Fruchtbarkeit gab. Bleich und ausgedörrt all die Menschen, wie die Wüste ringsum; wie ein großes Seufzen zitterte es hinauf an der langen Westküste: Wasser! Und da war genug, freilich, dicht vor ihnen, ein ganzes gewaltiges Weltmeer voll! – Der Seelöwe begreift es nicht.

Weißer Vogelschwärme überall auf den Klippen. Und die Jagd im Wasser, die große Treibjagd. Die Weibchen und jungen Tiere nehmen die Mitte; an beiden Flanken aber halten die Alten, die mächtigen, bärtigen, vier Meter lang. Immer enger schließt sich der Kreis, immer niedriger wird das Wasser, immer geschlossener die Heringsschwärme an der Mole. Kein Mensch fischt – heute ist Feiertag. Müde und verschlafen starren ein paar gelbe Bengel herab von der Darse. Die Seelöwen fassen zu, greifen, schlingen, jagen in die Silberwolken. Werfen sich hoch, schießen hinein ins Wasser, zehn, zwanzig zugleich. Zwischen ihnen kleine, kluge Köpfe, so menschlich wie sie. Vögel, die Fische wurden, wie sie: Pinguine. Die sind neidisch, können immer nur einen Fisch fassen, wenn die Robben viele Dutzende schlingen. Ein riesiger Bulle, uralt, schwer und wuchtig, hebt sich auf die Uferplanken, daß sie laut krachen. Schnauft, prustet, wiegt den Kopf, blinzelt durch die Sonne ins Boot hinüber. Der weiß es, der Alte, weiß es gut, kennt das Geheimnis des Lebens. Fisch werden, denkt er, das ist es! Wie wir es machten! Wie es die frechen Vögel da machten, die Pinguine! Fisch werden, o Mensch, Fisch werden! Ins Meer zurück! – Das ist gewiß, daß er lacht. Sieht lachend dem plumpen Pelikan zu, der ins Wasser klatscht. Platsch, wie ein dicker Ball! Der stößt den Kopf hinunter, bringt ihn wieder heraus, hat seinen Hering im Klappschnabel. Wirft ihn hoch, fängt ihn im Kropf, flattert mühsam auf, von den Wellen zurück auf die Klippe. Wie ungeschickt, denkt der Alte, wie täppisch und plump! Und wie um zu zeigen, was er kann, springt er hinab von den Planken mit einem gewaltigen Satze, taucht wieder auf im Augenblick, die

Beute zwischen den Zähnen. Keinen Hering diesmal, einen andern Fisch, drei Schuh lang. Er hat den zappelnden quer im Maule, wirft ihn hoch wie der Pelikan, fängt ihn auf. Noch einmal und wieder, wie ein Jongleur! Möwen kommen, fünf, sechs, schreiend und kreischend. Fliegen ihm um den Kopf, hacken in den Fisch, wollen auch ihr Teil. Da beißt er zu, schlingt die eine Hälfte, läßt die andere den Vögeln, großmütig, mitleidig fast.

Und wieder hinein in die Hatz –

* *
*

Die schwanke Treppe hinauf auf den Hapagdampfer. Ein Offizier, groß, blond, blauäugig, kam ihm entgegen, preßte ihm kräftig die Hand. Frank Braun erkannte ihn gleich; in der Südsee war er vor Jahren mit ihm gefahren. »Wie geht's?« fragte er. – »Wenn Sie kommen – gut!« rief der Hamburger. »Sind wieder mal Eiermann!«

Frank Braun lachte. Eiermann – das war er oft gewesen – einziger Kajütspassagier! Der ist stets beliebt in der Offiziersmesse – er bedeutet: bessere Kost, Passagierkost – und besonders die Eier zum Frühstück! »Das ist recht,« sagte er. Er wandte sich um, sah ein paar Männer und Frauen an der Reeling stehen. »Und die da? – Keine Passagiere?«

Der zweite Offizier nickte. »Doch! – Aber alles Zwischendeck: Einen ganzen Zirkus haben wir! Rauf nach Guayaquil.«

Dann kam der Kapitän, mit ihm der Agent; der las ihnen das Telegramm von der Ermordung des Thronfolgers vor. »Es wird Konflikte geben drüben!« sagte er. »Das wird Wien nie ruhig einstecken, das nicht!«

Der Zweite schlug sich auf die Schenkel. »Es hat sich vielzuviel gefallen lassen von der Lausebande. Soll endlich dreinhauen.« Und er pfiiff: »Prinz Eugen, der edle Ritter« –

* *
*

Die Zirkusleute machten es sich bequem auf Deck. Sie schlugen kleine Zelte auf neben den Käfigen. Drei Löwen waren da und ein schöner Tiger, dann ein räudiger alter Wolf, ein syrischer Tanzbär und ein paar Hyänen. Hundsaffen und Meerkatzen; ein Angorakater, ein Pudel und eine Dogge; dazu Kakadus und Papageien. Und Pferde natürlich – achtzehn Pferde; auch ein kleiner Esel war dabei. Dann die Menschen; die Frau Direktorin, dick, sehr überfettet und schwammig, aus Toulouse. Zwei Brüder aus Maestricht, Tierbändiger der eine und der andere Degenschlucker. Zwei Reiterinnen, zwei Tänzerinnen – und die eine war hübsch. Mehrere Clowns, dann die Bediensteten. Und endlich Louison, ein blondes Ding von elf Jahren, der Direktorin Pflegekind – das tanzte auf dem Drahtseil. Sie war überall herum an Bord, kletterte in den Masten, stieg mit dem Ingenieur hinunter in die Maschine. Oben auf der Brücke spielte sie mit dem Kapitän und den Offizieren, in der Küche mit dem Koch, im Heck mit dem Zimmermann. Jeden Matrosen, jeden Heizer kannte sie, und ein jeder hatte etwas für sie. Was immer die Mama brauchte, erschmeichelte Louison – und man braucht sehr viel an Bord, wenn man mit einem Zirkus reist, mit über zwanzig Menschen und zweiundfünfzig Tieren.

Am Sonntag lag man in Arica; da gingen die Clowns an Land, die Tänzerinnen und der Degenschlucker, gaben eine kleine Vorstellung auf der Plaza. Aber am Abend war Vorstellung an Bord; dazu hatte der Kapitän die Honoratioren geladen. Der Bär tanzte, die Clowns prügeln sich und die Äffchen spielten Soldaten. Die fette Direktorin führte die Papageien vor, die Tanzmädchen hupften und der Degenschlucker fraß zehn Säbel. Einigen von der Schiffsmannschaft gefiel er besser, und den andern die hübsche Tänzerin; darin waren aber alle einig: daß die

höchste Kunst die kleine Louison gab. Man hatte ihr ein Seil gespannt, längs über das Schiff, von einem Mastkorb zum andern. Oben brannten bengalische Fackeln, eine grüne vorn und eine rote achtern. Es gefiel dem Kapitän nicht, daß man Steuerbord und Backbord so ihr uraltes Recht nahm – aber er ließ es gehn, um Louisons Willen. Sein Herz lachte, wie sie die Spieren hinaufsprang. »Da schaut zu, Jungs!« rief er den Matrosen zu. »Da könnt ihr was lernen!«

Louison war in rosarotem Trikot, sie lachte, und die blonden Haare flatterten in der Nachtbrise. Der Mann im Korb gab ihr ihren Stab, an beiden Enden mit großen Lampions geschmückt, einen roten wieder und einen grünen. Sie faßte ihn fest in der Mitte, schob den linken Fuß vor, scharrte ein wenig auf dem Drahtseil, wie ein Pony im Sand. Dann schritt sie dahin –

Atemlos starrten die Seeleute, keiner sprach ein Wort. Doch plötzlich, mit raschem Auflachen, rief der Kochsmaat: »Joh! Se hatt de greune Lamp an Backbord und de rote an Stürbord!«

Keiner lachte – der Kapitän warf ihm einen bösen Blick zu. Die, die neben dem Koch standen, zischten ihn an. Aber die kleine Louison hatte ihn wohl verstanden – sie blieb schaukelnd stehn, zog die Lippen hoch. Und vorsichtig, rechts hebend, links senkend, wandte sie den schweren Bambusstab, Zoll um Zoll, führte die rote Lampe hin und die grüne her. Nickte dann, leicht, graziös zu der Brücke hin, zum Kapitän. Der blinzelte ihr zu mit klugen kleinen Augen; aus seinem braunen Barte brummte es: »Lütte Deern! Brave lütte Deern!« – Aber die dicken Schweißtropfen perlten von seiner Stirn.

Keiner rief ein Wort, keiner klatschte. Sie starrten hinauf mit emporgereckten Hälsen, mit verhaltenem Atem, auf den rosaroten Bub, der am Sternenhimmel tanzte, unter dem Kreuz des Südens. Langsam, Schritt für Schritt, von der grünen Fackel zur roten, leicht schwankend, mitten durch die Luft.

Als sie am Fockmast war, fing ein Matrose sie auf, nahm ihr die Stange aus den Händen. Und die kleine Louison grüßte, warf Kußhändchen hinunter, dankte für das wilde Klatschen der schwieligen Fäuste, für den heiseren Schrei aus hundert Seemannskehlen. Sie schickte sich an, wieder zurückzugehn, aber der Kapitän gab es nicht zu. »Nee!« sagte er, »da geh ich lieber selber – dann hab ich weniger Angst!«

Louison ging herum mit dem Teller, sammelte ein. Und sie gaben alle – auch die Schiffsjungen hatten noch einen versteckten Groschen. Aber der Kapitän nahm die Kleine in seine Kabine, suchte herum im Schubfach, gab ihr ein Band mit des Schiffes Namen »Thuringia«. Und einen silbernen Serviettenreifen mit dem Hapagzeichen. Da küßte ihn die kleine Louison.

* *
*

Sie liefen Ilo an und Mollendo. Es war Mittwoch früh, als Frank Braun auf die Brücke kam zur Wache des Zweiten.

»Wann sind wir in Callao?« fragte er. »Ich muß gleich rauf nach Lima.« – Der Hamburger lachte hart auf. »Callao? – Das werden Sie in zwei Stunden sehn! Aber auf Lima müssen Sie heute verzichten, Doktor!«

Das war ihm unerwartet. »Wieso?« fragte er. »Fahren wir so bald wieder ab? Ich will nur ein paar Bekannten die Hand schütteln.«

Der Zweite piff ein paar schrille Töne. Dann, mürrisch: »O – wir haben viel Zeit jetzt. Bleiben wochenlang liegen vor Callao. Oder: gehn überhaupt nicht hin.« Er reckte den Arm, zeigte hinauf auf den Mast. »Da! Schauen Sie!« Frank Braun blickte nach oben – da flatterte ein kleiner gelber Wimpel.

»Was ist geschehn?« fragte er. »Wer ist krank?«

Der Offizier trat näher zu ihm: »Der Kapitän wird's Ihnen ja doch sagen, wenn er heraufkommt – es ist kein Geheimnis. Wer jetzt krank ist, weiß es nicht – aber einer ist

tot. Wir haben ihn ins Meer gesenkt, achtern, vor drei Stunden.«

»Wen?«

»Den großen Clown!«

»Was war es?«

Der Hamburger zuckte die Achseln: »Gelbes Fieber.«

* *
*

In Callao nahm man sie nicht, und nicht in Salaverry noch in Manta. In Guayaquil nicht und nicht in Buenaventura. Bei Kap Blanco starben zwei der Pferdeknechte, einen Tag später senkten sie die Schulreiterin ins Meer. Kein Arzt war an Bord – und die Ärzte der Hafenbehörden hüteten sich wohl, an Bord zu gehn. Man schickte sie weg von einem Hafen zum andern, mitleidslos, grausam, ohne Erbarmen.

»Die Schweine!« schimpfte der Zweite.

Aber der Kapitän sagte: »Sie haben ganz recht! Einrichtungen haben sie nicht – sollen sie sich die ganze Stadt von uns verseuchen lassen?«

Sie krochen hinauf, nordwärts, mit vier Meilen Fahrt.

Ihre Hoffnung war Panama – da saßen die Yankees. Aber man schickte sie fort, auch hier. Die Quarantänestation war überfüllt. Wenn man draußen liegen wollte – sechs Wochen lang? Doch es sei wohl besser, hinaufzudampfen nach Kalifornien. Der amerikanische Doktor rief: »Ihr seid sicher genug! Kein Engländer verbrennt sich die Finger an euch.«

Kein Engländer? Da erfuhren sie, daß Krieg sei – Krieg mit Frankreich, Krieg mit Rußland, Krieg mit England –

Der Kapitän lachte: »Sonst niemand?«

»O ja!« rief der Hafenkapitän. »Belgien, Serbien, Montenegro, Portugal! Und die Japsen kommen bald! Dann die Italiener, die Rumänen, die Griechen« –

Sie wollten es nicht glauben – aber man gab ihnen Zeitungen, hohnlachend; ganze Bündel voll zogen sie hinauf. »Lest nur! Mit Deutschland ist's aus! Bis ihr zu

Friscos Goldenem Tor kommt, ist längst Friede – und dann gibt's kein Deutschland mehr auf der Landkarte.«

Die Amerikaner fragten, was man haben wolle; aber der Kapitän lehnte alles ab. Nur frisches Wasser nahm er an und einen Kasten mit Arzneien. Dann dampfte er weiter.

Oben, in seiner Kabine, entfalteten sie die Blätter: N. Y. Herald, N. Y. Times, World, Tribune, Sun und ein paar Lokalblätter aus der Kanalzone.

Sie starrten auf die riesigen Überschriften.

»180 000 Deutsche fallen im Sturm auf die Lütticher Forts – – »Der Kronprinz beging Selbstmord« – – »Die Serben besiegen die Österreicher, nehmen 80 000 Gefangene, töten 150 000« – – »Sieg der Russen in Galizien, österreichische Verluste über 400 000« – – »Seeschlacht in der Nordsee! Neunzehn deutsche Schlachtschiffe von den Engländern in den Grund gebohrt.«

Der Kapitän legte die Blätter aus der Hand, gab sie dem Ingenieur hinüber. Aber der schob sie zurück: »Nein, ich mag auch nicht mehr lesen.«

»Was meinen Sie, Doktor?« fragte der Kapitän.

»Übertrieben natürlich,« sagte Frank Braun.

Da hob sich der Kapitän. »Übertrieben? Ich will Ihnen was sagen: es sind alles ganz gemeine infame Lügen! Niederträchtiger amerikanischer Schwindel!«

Der Zweite stand zwischen der Tür: »Darf ich die Zeitungen haben auf einen Augenblick?«

Der Kapitän gab ihm den ganzen Stoß. »Da, nehmen Sie! Nur weg damit – so rasch wie möglich!« Er stieg, mit starken festen Schritten, auf die Brücke.

Frank Braun ging in seine Kabine, legte sich hin.

Was war nur? Was war anders geworden in dieser Viertelstunde? Was ging denn vor? War der Kapitän ein anderer – und der Ingenieur? Und – – er selbst?

Es schien ihm, als ob er trunken sei. Er wollte nachdenken – und es ging nicht.

Er griff nach einem Buche – aufs Geratewohl; nahm
Jacopone da Todi, schlug ihn auf.

Und er sang halblaut:

Stabat mater speciosa
Juxta foenum gaudiosa,
Dum jacebat parvulus.
Cujus animam gaudentem,
Lactabundam ad ferventem
Pertransivit jubilus.

O quam lacta et beata,
Fuit ill' immaculata
Mater unigeniti!

Quae gaudebat et ridebat,
Exultabat cum videbat
Nati partum inclyti!

Quis est is, qui non gauderet –

Er stockte. Das war schön, ganz gewiß war es schön!
Woher nahm er die Farben nur, diese schillernden,
jubilenden Regenbogenfarben – der arme Narr von Todi?

Aber dann – nein! Weshalb sang er jetzt die »Speciosa«?
Jetzt? – Er sollte die »Dolorosa« singen!

Singen nicht Millionen Menschen die »Dolorosa« jeden
langen Tag – während die »Speciosa« nicht hundert lasen in
sechs Jahrhunderten? Die »Dolorosa« ist das Lied der
Menschen!

Er begann:

Stabat mater dolorosa
Juxta crucem lacrimosa,
Dum pendebat filius –

Er sprang auf. Was ging ihn der Todaner an, der ein Heiliger war und ein Wahnsinniger und ein Dichter: alles zugleich! Was die Jungfrau – heute? Speciosa – Dolorosa – so oder so – wie sie gerade ein Dichter sah!

Dichter? Ah: es gab keine Kunst mehr – heute!

Gab nur noch: Fäuste, Kugeln, Granaten, Torpedos!

Er lief durch die Gänge, eine Treppe hinab, über Deck, eine andere hinauf – vorne zum Bug. Lehnte über die Reeling, starrte in blaue Wogen, die sich teilten an der Schneide des alten Schiffs.

Und der weiße Schaum da unten ward ihm zur Taube – und die Taube sang, wie sie oft ihm gesungen. Aber kein Liebeslied, so wie einst, kein Lied von seinem blutenden Herzen. Auch kein freches Lied, das durch den Wind pfiß, wie ein Schlag von Peitschen. Nun schluchzten, wie ein Harfenspiel, die weißen Wogen, als ihm die Taube sang:

– Eia Mater, fons amoris,
Me sentire vim adoris,
Fac ut tecum sentiam!

Omnes stabulum amantes
Et pastores vigilantes,
Pernoctantes sociant.
Per virtutem Nati tui
Ora, ut electi tui
Ad patriam veniant!

Und seine Lippen sprachen: »Ora, o piissima, o dulcissima, ora! Bitte, du süßeste Jungfrau, seligste Jungfrau, für deine Auserwählten, daß sie heimkehren mögen in ihr Vaterland! Bin ich nicht deiner Auserwählten einer, süße Jungfrau Maria? Wer, in diesen Tagen, liebte dich, so wie ich es tat? Wer sang dir Lieder, wer schrieb dir Märchen? Liebe Frau, süße, geliebte Frau, schöne göttliche Frau, führe mich heim ins Vater – ins Va – ins – –«

Er sprach es nicht aus. Das Land, das jetzt vor seinen Augen lag – das war Umbrien. War das Land der Heiligen – und der Zauberer auch. Er sah Narni und Terni, Spoleto, Trevi und Perugia, sah des heiligen Franziskus Stadt und die des seligen Jakob. Und die süßen Ufer des Trasumener Sees –

War das sein Vaterland? Lagen nicht irgendwo vor Wien schon die Leute von Assisi und die von Todi? Waren sie nicht stets Guelfen gewesen, die die Ghibellinen haßten und zum König von Frankreich schworen? Hieß nicht der Heilige – Franz – gerade zu Frankreichs Ehren! Predigte er nicht lieber und besser in der Sprache des Pariser Hofes als in der Virgils oder der Dantes?

Er liebte den heiligen Franz, der mit den Vögeln sprach und der das große Lied sang an seine Schwester, die Sonne! Aber er liebte den andern nicht weniger, den Stauferkaiser, den jener zur Hölle warf. Ihn, Friedrich II., Enzios Vater und Manfreds, der mit deutscher Faust griff an die Angel aller Welten. Der hinüberflog über Jahrhunderte, der den Kreuzfahrern in Palermo das freche Buch schrieb: »De tribus impostoribus«. – Drei Schwindler: Moses, Jesus, Mahomet!

Frank Braun dachte: »Gleich alle drei! Nur ein Schwaberkaiser konnte so zugreifen!« Was war sein Vaterland?

Seine Heimat, das war gewiß, war Europa. In Wien war er zu Hause, in Berlin, in München und am Rhein. Aber nicht weniger in der Bretagne, in der Provence, in Paris. Und in Italien – o überall! In Andalusien auch und in der Stadt, die den Prado barg. Und in Stockholm, in Pest, in Zürich und Antwerpen. In – –

Was war sein Vaterland?

War er ein Deutscher – er? Weil er geboren war, irgendwo am Rhein? Kannte er nicht so viele Sprachen und sprach sie öfter als deutsch?

International? – Nein? So hatte er nie empfunden. Aber es gab über allen Völkern ein anderes Volk, höher, edler und

größer. Die Kulturation hatte er es genannt – ihr gehörte alles an, was hinausflog über die Massen. Und er kannte sie gut, fand ihre Bürger überall in der Welt. Es war da, dieses Volk, ganz gewiß, ohne jeden Zweifel.

So nah war es, so mit Händen zu greifen – gestern noch.

Und heute? Weg, fort – als ob es nie existiert hätte! Es gab nur noch Deutsche, Russen, Franzosen, Engländer. Und die schlugen sich tot, gegenseitig!

Warum denn nur?

Um ihrer Vaterländer willen?!

Er lachte bitter auf. So hatte es der Mann aus Todi nicht gemeint, als er die Mutter Gottes anrief! Das Vaterland, das er meinte, das war sein Todi nicht, das gerade 40 000 Mann zu Fuß und zu Roß gegen die Nachbarstadt Perugia ins Feld schickte. Das war Umbrien nicht, dessen Grafen und Städte sich gegenseitig befehdeten – für Welf und für Waibling! Und Italien ganz gewiß nicht – in dem Papst und Kaiser und König und Städte und Fürsten einander auffraßen. Italien – das war überhaupt kein Land, war nur ein geographischer Begriff, war ein mörderischer Ozean, in dem immer der größere Fisch den kleineren verschlang. – Des armen Narren Jakob Vaterland war der stille Frieden in der heiligen Jungfrau gebenedeitem Schoß.

Und der andere, der Staufer Friedrich – hatte der ein Vaterland? Dieser Christ, der den christlichen Propheten nicht weniger höhnte wie den jüdischen und den arabischen! Dieser Deutsche, der in Palermo Hof hielt, dessen Kanzler ein Dichter aus Pisa, dessen bester Freund ein Jude aus Jaffa und dessen weise Berater Sarazenen waren! Nein, der Kaiser lachte genau so hell über den Schwindel der Vaterländer wie über den der Religionen!

Vaterland? Hier das Schiff war sein Vaterland nun. Deutsche Offiziere und Ingenieure – aber Chinesen als Heizer in der Maschine. Und die Passagiere, die Zirkusleute – Franzosen, Flamen, Spanier, Basken und Bretonen. Fest zusammengeschmiedet alle, ein ausgestoßenes Volk von

Unreinen, zitternd, heulend unter der schweren Peitsche des gelben Dämons!

Vorgestern nacht starb der Stallmeister und der kleine bucklige Pferdeknecht. Letzte Nacht, dicht vor Panama, der Degenschlucker. Wen fraß heute das Meer?

Er wandte sich um. Da lag, vor seinem Löwenkäfig, der mächtige Tierbändiger, nicht weit von ihm die schwammige Direktorin. Die blonde Louison bockte auf den Treppenstufen, sie spielte nicht, lachte nicht, zupfte nervös an den Silberperlen ihres Rosenkranzes.

Die nicht, die kleine Louison nicht! Liebe Mutter Jungfrau, die kleine Louison nicht!

* *
*

Er ging zurück in seine Kabine. Hörte Lärm unten, Schreien und erregte Stimmen. Er stieg hinab, riß die Türe auf zur Offiziersmesse. Da lärmten die jungen Burschen, Schiffsoffiziere und Ingenieure, lachten und tranken.

»Prost, Doktor!« rief der Dritte, reichte ihm ein Glas Bier.
»Es lebe der Kluck!«

»Was ist denn los, beim Teufel?« fragte Frank Braun.

Einer der Ingenieure lag lang über den Tisch gelehnt, studierte eifrig in den Blättern.

»Brüssel!« schrie er. »Hier wieder! – Sie haben Brüssel! Jetzt wird's auf Antwerpen gehn!«

»Die Deutschen siegen, Doktor,« jauchzte der Zweite.
»Sie halten Lüttich, haben Namur und Lille! Sie belagern Maubeuge, schlugen die gottverdammten Engländer bei Mons!«

»Auf Paris marschieren sie, auf Paris!« Er riß ein paar Zeitungen auf, hielt sie ihm unter die Nase. »Da, lesen Sie doch! Es steht alles drin – nur versteckt irgendwo auf der sechsten oder siebenten Seite. Vorne lügen sie ihren Lesern die Hücke voll, diese sauamerikanischen Preßlummel! Die Engländer bezahlen sie!«

Frank Braun griff nach den Blättern. »Und die Siege der Serben und Russen? Und die Seeschlacht, in der neunzehn deutsche Schlachtschiffe untergingen? Und –«

Der kleine Zahlmeisterassistent hieb mit der Faust auf den Tisch. »Erlogen! Alles erlogen und erstunken! Die Deutschen siegen! Herrgott, wer doch dabei wäre!«

Der Dritte hielt noch immer das Glas. »Trinken Sie, Doktor, trinken Sie! Es lebe Deutschland, es lebe der Kaiser!«

Frank Braun nahm das Glas, tat ihnen Bescheid. »Es lebe unser Vaterland!« sagte er.

Und sie brüllten und jauchzten: »Das Vaterland, unser deutsches Vaterland!«

»Schneidet die Telegramme aus,« sagte Frank Braun, »bringt sie dem Kapitän.«

Dann ging er.

* *
*

Seltsam. Er, Frank Braun, hatte auf Deutschland getrunken und auf den deutschen Kaiser! Auf – das Vaterland! Es war ihm gewiß nicht ernst darum – er tat es den prächtigen Burschen zuliebe.

Wie ihre Augen leuchteten! Wie ihre Herzen jubelten und jauchzten! Wie sie alles vergaßen ringsum, das gelbe Fieber, den heimtückischen Tod, der die Krallen ausstreckte nach ihnen und sie hinausjagte, wie Aussätzige, auf das erbarmungslose Meer! Wie sie alle nur eines dachten, nur eines fühlten: »Die Deutschen siegen!«

Das war wohl wahr – auch ihn freuten diese Nachrichten. Aber es war nur ein leichter Kitzel, irgendein angenehmes Kitzekratze auf der juckenden Seele. Es griff ihn nicht, packte ihn nicht.

Erregt? Er? O je! Nur, freilich, daß dieser helle Jubel, diese wilde Begeisterung aus den andern brach, plötzlich, gemeinsam, vulkanisch – das schien ihm schön. Das allein –

Und er dachte: es wäre wohl gut, drüben zu sein. Zu
sehn, zu fühlen, zu erleben im gewaltigen Meere der
deutschen Massen, was er hier im Wasserglase sah. Die
ungeheure gewaltige Suggestion von hundert Millionen –
dieser rasende Glaube –

O ja – das mochte Berge versetzen!
Und dann war es groß! Dann – schön!

* *
*

An diesem Tage starb keiner von den Zirkusleuten. Wohl
aber drei Kulis und ein deutscher Seemann.

Sie liefen Corinto an und wurden weggeschickt. Sie
kamen nach La Libertad, und man jagte sie fort. Wie von
Salvador und von San José de Guatemala –

Es starben wieder drei Leute von der Mannschaft. Es
starben zwei Chinesen und zwei spanische Pferdeknechte.
Es starb der rothaarige Clown und die alte Tänzerin. Es starb
auch der dritte Offizier, dieser große blonde Junge aus
Rostock.

Die Chinesen weigerten sich, die Leichen einzunähen.
Der Bootsmann tat es mit dem Kochsmaat. Drei Tage darauf
waren sie tot.

Auf der Höhe von Tehuantepec starb Moses, der
Schiffsjunge, zwei Stunden später die Direktorin, Sie hatte
vorher schon ein Testament gemacht – zu Louisons Gunsten
– hatte es dem Kapitän gegeben. Wenn auch die Kleine
starb, sollten alles die bekommen, die übrigblieben von ihrer
Truppe. Alles: die Tiere, das Zirkuszelt, die Garderobe, die
Kasten und Kisten. Und das bißchen Geld.

Sie starb schwer. Schrie und tobte. Kämpfte so lange.
Verlangte immer wieder nach einem Priester –

An dem Tage holte sie ein englischer Kreuzer auf, schloß
zwei blinde Schüsse ab, befahl ihnen, beizudrehen und das
Fallreep herabzulassen. Als sie lagen, kam die Barkasse
längsseits ein Offizier sprang die Treppe hinauf.

»Wo ist der Kapitän?« fragte er.

Der stand dicht vor ihm. »Hier!« sagte er.

»Was wollen Sie?«

»Sie sind mein Gefangener!« sagte der Engländer. »Sie kommen hinüber an Bord der ›Glasgow‹. Das Kommando Ihres Schiffes übernehme ich. Lassen Sie die deutsche Flagge da herunterholen!«.

»Sonst nichts?« fragte der Kapitän. »Hängt euch auf.«

»Was?« fuhr ihn der Offizier an. »Was? Sie weigern sich, meinen Befehlen nachzukommen?«

»Ich weigere mich,« sagte der Deutsche.

Der Engländer pff. Im Nu sprangen sechs Mann das Fallreep hinauf. »Faßt ihn!« befahl er.

»Rührt mich nicht an!« sagte der Kapitän. »Es ist besser für euch –« Er sprach so still und ruhig, so sicher und überzeugend, daß die Leute stutzten. »Wir haben gelbes Fieber an Bord,« fügte er hinzu. »Achtzehn Tote bisher an Mannschaft und Passagieren. Zwei Leichen noch an Bord –« Er wies mit der Hand nach dem gelben Wimpel da oben, winkte dann seinem ersten Offizier: »Zeigen Sie dem Herrn das Schiffsjournal!«

»Es ist alles Schwindel!« rief der Engländer. Aber er schickte doch an Bord seines Kreuzers, den Arzt zu holen.

Der Erste hielt ihm das Buch hin, aber der Brite wies ihn verächtlich ab. »Ich kann nicht Deutsch lesen,« sagte er.

»Und dann – da mögen Sie viel hineinschreiben.«

Der Arzt kam, man zeigte ihm die Säcke, in die die Leichen genäht waren.

»Schneiden Sie auf!« befahl er.

»Schneiden Sie selbst auf!« gab ihm der Kapitän zurück. Da grinste der Zweite. Der Arzt winkte den englischen Matrosen. Die machten es kunstgerecht genug, schnitten die Nähte durch, zogen mit den Messern die Leinwand auseinander. Und der Arzt beugte sich über die gräßliche Masse, die einmal eine Zirkusdirektorin war.

Dann ging er zurück, sprach leise mit seinem Offizier.

»Wollen Sie meine Kranken sehn?« fragte der Kapitän.
»Ich habe noch neun oder mehr – vielleicht ist der eine oder der andere davon schon tot inzwischen.«

Der Arzt antwortete nicht. Der Offizier zuckte mit den Achseln, wandte sich dann an den Kapitän: »Ich werde die Befehle meines Kommandanten einholen. Inzwischen bleiben Sie hier ruhig liegen; ich lasse die sechs Mann als Wache da.« Er grüßte leicht, wandte sich zum Fallreep.

Aber der Hapagschiffer vertrat ihm den Weg. »Einen Augenblick, Herr! Nehmen Sie lieber Ihre sechs Mann mit. Sonst lasse ich sie zusammen mit meinen Leichen einnähen und über Bord werfen. Und sagen Sie Ihrem Kapitän, daß ich nicht daran denke, mir von ihm Befehle geben zu lassen. Ich werde, wenn Sie zurück sind an Bord, genau zehn Minuten warten, hören Sie! Das gibt Ihnen Zeit, mit dem Kommandanten zu sprechen, ihm Bericht zu erstatten. Dann werde ich Dampf geben lassen.«

Der Engländer verschluckte einen Fluch. Er spie über die Reeling, räusperte sich; sagte, so ruhig es gehn mochte:
»Nehmen Sie doch Vernunft an, Mann! Unsere Kanonen werden Ihren Kahn hinuntersacken, sobald nur ein Mundvoll Rauch aus Ihrem Schornstein kommt!«

Aber der Hamburger wich keinen Schritt zurück.
»Erzählen Sie das Ihrer Großmutter, Mann!« antwortete er.
»Ich habe Passagiere an Bord: Spanier, Belgier, Holländer, Franzosen. Schießen Sie ruhig, wenn Sie das für eine Heldentat halten!«

Der Offizier antwortete nicht mehr. Er winkte seinen Leuten, stieg hinab in die Barkasse. Man sah den Matrosen an, daß sie froh waren fortzukommen von dem Fieberschiff.

Die »Thuringia« wartete ab, wie der Kapitän es befahlen; dann setzte sie Dampf auf. Der Kapitän stand oben auf der Brücke, neben dem Steuermaat; er ließ einen schönen Bogen fahren, so nahe heran an den Kreuzer, als es nur eben ging. Dann hielt er auf Norden.

Die »Glasgow« feuerte einmal, blind. Und noch einmal. Dann gab sie einen scharfen Schuß ab, der hoch über die Masten schlug, weit ins Meer klatschte –

Die »Thuringia« antwortete – mit ihrer Flagge. Dreimal, höhnisch genug, grüßte das deutsche Tuch den Union Jack. Nicht eine Sekunde stoppte sie, fuhr langsam, nordwärts, ihre Schneckenfahrt. Und der Kapitän blickte, lange, voller Liebe, auf seine schwarzweißrote Flagge, die das Eiserne Kreuz zierte.

Der englische Kreuzer bog ab, fuhr nach Süden hin. Sein Kommandant hatte schon recht: das ist ein Teufelsbissen – ein Fieberschiff.

* *
*

Jeden Tag starben sie und jede Nacht. Die Panneureiterin starb, drei Stallknechte und auch der letzte der Clowns. Dann der zweite Ingenieur, ein Steward, ein Chinese und noch zwei Leute der Mannschaft. Und immer neue erkrankten –

Sie liefen vier mexikanische Häfen an – überall jagte man sie fort.

Eines Morgens schickte der Löwenbändiger nach dem Kapitän. Er sagte, daß er wohl sterben würde, und bat ihn, für seine Tiere zu sorgen.

»Lassen Sie sie nicht verhungern!« flehte er. »Lassen Sie ihnen ihr Fressen geben. Und wenn keiner mehr da ist, der für sie sorgen will – oder kann – dann schießen Sie sie tot.«

Der Kapitän versprach es fest, aber der mächtige Flame war noch nicht zufrieden. »Schwören Sie, Kapitän,« drängte er, »schwören Sie es mir!«

»Ist es nicht genug, wenn ich Ihnen mein Ehrenwort gebe?« sagte der Kapitän. »Als Offizier der deutschen Marine?«

»Doch, doch!« winselte der andere. »Doch! Ja! Gewiß! – Aber bitte, Kapitän, bitte, schwören Sie es – trotzdem!«

Der Kapitän hob die rechte Hand. »Wobei soll ich schwören?«

»Bei – bei Gott!« flüsterte der Kranke.

Der Kapitän sprach. »Bei Gott schwöre ich dir, daß ich für deine Löwen sorgen werde.«

»Und für den Tiger!« rief der Flame.

»Gewiß,« bestätigte der Kapitän. »Für den Tiger und alle Tiere an Bord. Ich schwöre es dir! – Sind Sie zufrieden?«

Der Löwenbändiger schluchzte. Griff die Rechte des Kapitäns, küßte sie heiß. Der zuckte – dann ließ er ihm die Hand.

Er ging zurück zur Treppe – blickte nachdenklich auf seine Finger. »Mach mein Bad zurecht!« rief er dem Steward hinauf. »Und schmeiß den antiseptischen Dreck hinein.« Er nahm ein paar Stufen – dann drehte er um. »Nun ist's ein Aufwaschen!« murmelte er.

Er trat in das Zelt; da hockte auf dem Boden die hübsche Tänzerin. Sie schlang beide Arme um das blonde Kind, das in ihrem Schoße schlief, bleich, jämmerlich mager, zuckend im Fieber. »Wie geht's?« fragte er. »Ein wenig besser seit heute morgen?«

Die spanische Tänzerin schüttelte den Kopf.

»So geht's nicht weiter, Mamsell!« sagte der Kapitän. »Noch sind Sie gesund – Sie müssen an sich selbst denken. Ich werde Ihnen eine Kabine geben lassen – heute abend noch.«

Das Mädchen sah ihn groß an. »Ja, Kapitän,« sagte sie langsam, »ja – wenn ich die Kleine mitnehmen darf.«

Der Kapitän brummte. Er versuchte, einen recht harten Klang in seine Stimme zu legen – und es gelang ihm nicht. »Die Kleine ist krank! Sie sind gesund. Sie müssen sich trennen. Sie werden selbst krank, wenn Sie sie stets im Arm halten. Sie müssen sich um sich selbst kümmern.«

Da lachte die Tänzerin. »Kümmern Sie sich um sich selbst, Kapitän? Oder kommen Sie herunter zu uns, der einzige von allen?«